

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2005)
Heft: 1

Artikel: Die Wiese : Fluss der Hoffnung : Grenzland
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-843448>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Wiese: Fluss der Hoffnung

Grenzland

25. Oktober 2004, 07.00 Uhr. Noch ist es dunkel. Der Graureiher im Fluss ist nur schemenhaft zu erahnen. Durch den Wald geht es Richtung Grenze. Müdes Laub raschelt unter den Füßen. Nach ein paar milden Altweibersommertagen rüsten sich die Längen Erlen zum Winterschlaf. Zwischen den Bäumen flackert ein Feuer. Ein paar arme Gestalten kauern im Kreis und suchen sich zu wärmen. Asylsuchende, die nachts von Deutschland kamen und nun darauf warten, dass die Empfangsstelle beim Bässlergut ihre Pforten öffnet.

Wie die meisten Flüchtlinge sind sie illegal über die «grüne Grenze» gekommen. Gewissermassen unter den Feldstechern der Grenzwächter hindurchgeschlüpft. Vorerst können sie kaum zurückgewiesen werden. Wohin auch? Eine «formlose» Rückweisung an das Nachbarland ist nur möglich bei Flüchtlingen, die eindeutig an der Grenze auf-

gegriffen worden sind, d.h. auf einem Streifen von 100 Meter Land, vielleicht etwas mehr, vielleicht etwas weniger. Dort sind sie noch auf «nicht-schweizerischem» Territorium und werden an den für Verfolgte ebenfalls «sicheren» demokratischen Nachbarstaat zurückgewiesen. So aber haben sie eine Chance, zumindest während einer gewissen Abklärungszeit durch die Behörden, bleiben zu dürfen.

Jenseits des Gehölzes, auf der Freiburgerstrasse, bewegt sich ein ununterbrochener Pendlerstrom stadteinwärts. Menschen, die ein Zuhause haben, drüben im Badischen und eine Arbeit in der Schweiz. Am Abend werden sie in ihren Autos zurückkehren.

Am Waldrand ein Feld. Es liegt brach. Die Ernte ist eingebracht. Mittendrin das Ausschaffungsgefängnis, umgeben von zwei Zaunreihen, deren Spitzen mit Nato-Stacheldrahtrollen gesichert sind. Auf hohe Masten montierte Scheinwerfer tauchen den freudlosen weissen Block in gleissendes Licht. Keiner nähert sich unbeobachtet dem Ge-

bäude. Keiner verlässt es ungesehen. Hinter den vergitterten Fenstern sind die Konturen von Gestalten zu erkennen: Ausschaffungshäftlinge, abgewiesene Flüchtlinge. Die meisten Asylgesuche, rund 95 % werden abgewiesen.

Dort das Feuer mit den frierenden Gestalten, hier das Gefängnis. Und dazwischen

die Geschichte von verlorenen Hoffnungen und Träumen

Es ist nicht das erste Mal, dass die Wiese zur Grenze wird zwischen Verfolgung und Sicherheit.

Wenige Wochen nach dem Ausbruch des 2. Weltkrieges wurde der schweizerisch-deutschen Grenze entlang ein 600 bis 800 Meter breiter Landstreifen, darunter das gesamte rechte Wieseufer, zum militärischen Sperrgebiet erklärt, das nur mit einer besonderen Bewilligung des Territorialkommandos betreten werden durfte. Diese Sperrzone erschwerte Flüchtlingen den Versuch, unbemerkt in die Schweiz zu gelangen.



Als in den späten Dreissigerjahren Zehntausende von deutschen Juden vor der Nazi-Verfolgung flüchteten, führte ein oft benutzter Fluchtweg von Weil über die Wiese und durch die Langen Erlen zur Tramlinie an der Äusseren Baslerstrasse. Wer den Weg in die Stadt fand, durfte auf Aufnahme hoffen. Diejenigen aber, die man in Grenznähe aufgriff, wurden von den Grenzwächern oder der Polizei den deutschen Beamten übergeben, wo sie laut Zeugenberichten mit Tritten und Schlägen empfangen wurden. So beispielsweise jene 13 jüdischen Flüchtlinge, die am 23. November 1938 schwarz über die Grenze kamen und sich weigerten, nach Deutschland zurückzukehren. Sie setzten sich auf den Boden und versuchten, so ein Polizeioffizier, «durch Schreien und Jammern Mitleid zu erwecken.»

Man muss sich das vorstellen. Menschen, die man in die Hölle zurückschickt, der sie unter grossen Gefahren entronnen sind.

Die Bewohner von Riehen und Bettingen hatten Angst. Natürlich. Sie wuss-

ten ja, dass ihre Dörfer im Falle eines deutschen Einmarsches nicht verteidigt würden. Besonders exponiert lebte man im Schlipf, am jenseitigen Wieseufer am Fusse des Tüllinger Hügels, dort, wo man sich heute über die Zollfreistrasse streitet. In kritischen Situationen wurde die Brücke über die Wiese geschlossen. Die Leute, die im Schlipf wohnten, kamen nicht einmal mehr nach Riehen.

Damals wie heute gab es Schlepper, die profitorientiert arbeiteten. Es war ein riskantes Geschäft. In der Schweiz wurde man mit Gefängnis bestraft, in Deutschland mit dem Tod. Die Flüchtlinge wurden bis an die mit Stacheldraht gesicherte Grenze geführt. Dann mussten sie sich selber helfen. Wenn der Zaun überwunden war, musste auch noch die Wiese überquert werden. Völlig durchnässt kamen sie am anderen Ufer an und wurden, wenn sie Glück hatten, von schweizerischen Fluchthelfern abgeholt und in die Stadt gebracht, an die Kornhausgasse zur jüdischen Flüchtlingshilfe. Andere überführte die Polizei in den Lohnhof und dann weiter in ein Internierungslager für Emigranten.

In ihrem Buch «Fast täglich kamen Flüchtlinge» schildern Lukrezia Seiler und Jean-Claude Wacker die Geschichte jener Gruppe von polnischen Zwangsarbeitern, die wenige Wochen vor Kriegsende aus dem Lager Tumringen in Richtung Schlipf flüchteten. Da sie keine Drahtscheren hatten, schlug der kleine, kräftige Lagerkoch Jaroslaw vor, dass jeder einzelne auf seine Schultern steigen solle, um sich über den oberen Rand des Stacheldrahtes zu schwingen. Dies gelang Jaroslaw allerdings blieb hängen. Bei Tagesanbruch tauchte eine deutsche Patrouille auf und veranlasste die Freunde zur Flucht Richtung Wiese. Jaroslaw aber, gefangen im Drahtverhau, wurde erschossen.

Rund 6 000 Flüchtlinge kamen während des Zweiten Weltkrieges über das Gebiet des Kantons Basel-Stadt in die Schweiz. Auch wenn es zahlreiche Privatpersonen gab, die unter grossen Gefahren Fluchthilfe leisteten, ist die Geschichte der schweizerischen Flüchtlingspolitik kein Ruhmesblatt für unser Land. Und heute?



Basel, im Dezember 2004, Empfangsstelle Otterbach

Heute, wäre die Bedrohungslage dieselbe, müssten nach den gültigen Asylgesetzen jüdische Flüchtlinge aus Deutschland aufgenommen werden. Sagt Barbara Milanifard. Sie arbeitet in der Empfangsstelle Otterbach, angestellt vom BFF, dem Bundesamt für Flüchtlinge. Ihre Aufgabe ist es, die Asylsuchenden in einem ersten Interview zu befragen.

Die Empfangsstelle. Ein trister Barackenbau, direkt neben dem Ausschaffungsgefängnis. An der Tür ein Schild: Offen, Open steht da, 08.00 h bis 17.00 h, ausserdem Acik, was türkisch ist und dasselbe noch in arabischen Schriftzeichen.

Morgen für Morgen sind es neue Gesichter, die vor der Empfangsstelle warten, erschöpft aber froh, ihr Ziel erreicht zu haben. Menschen aus dem Irak, aus Georgien, Iran und Schwarzafrika. Vor allem junge Männer, aber auch Frauen mit Kleinkindern, Ehepaare und ganze Gruppen. Unterschiedlich ist ihre Hautfarbe, ihre Kleidung, ihre Sprache. Gemeinsam ist die Hoffnung, in der Schweiz, von der die meisten von ihnen falsche Vorstellungen haben, eine Existenz zu finden. Sie haben lange, mühsame Reisen hinter sich. Wo die Empfangsstelle ist, wissen sie. Karten und Zeichnungen weisen ihnen den Weg. In der Regel haben sie mehrere tausend Franken an einen

Schlepper bezahlt, der sie auf abenteuerlichen Wegen hierher brachte. Man kennt die Berichte aus der Zeitung. Das Geld haben sie und ihre Verwandten sich am Mund abgespart. Risikokapital. Eine Investition in eine bessere Zukunft.

Die wenigsten von ihnen erhalten Asyl. Vielleicht jeder Zwanzigste, vielleicht noch weniger.

Viele, sehr viele haben nach der Gesetzgebung darauf auch gar nicht Anspruch. Beispielsweise jene, die aus so genannten sicheren Ländern stammen, jene, die nicht in der Lage sind, plausible Asylgründe nachzuweisen, jene, die über keine Identitätspapiere verfügen, ohne dafür einen einleuchtenden Grund angeben zu können oder jene, die versuchen mit gefälschten Ausweisen einzureisen, in der Absicht, die eigene Identität zu verheimlichen.

Barbara Milanifard ist mit Geschichten aus vielen Leben konfrontiert. Da gibt es die iranische Familie, die unter Lebensgefahr über das Gebirge in die Türkei flüchtete und von dort weiter in die Schweiz. Es gibt aber auch den jungen Mann, der unbehelligt von politischer Verfolgung aus reiner Abenteuerlust in den Westen reist, dann Menschen, die in ihrer Heimat schlicht kein Auskommen mehr finden, beispielsweise in Georgien, wo die Arbeitslosigkeit rund 70% beträgt. Wirtschaftsflüchtlinge ist das Unwort, mit dem sie abqualifiziert werden. Als ob es nicht nachvollziehbar wä-



re, dass es Menschen gibt, die aus nackter Not, geleitet von einer irren Hoffnung, glauben, im Westen all das zu finden, was sie zu Hause entbehren müssen, ohne zu wissen, dass für sie das Asyl, wie es unser Land anbietet, nicht vorgesehen ist.

Das Asylverfahren, so Barbara Milanifard, ist letztlich nichts anderes als ein Verwaltungsakt, ähnlich wie eine Baubewilligung. Jemand, das ist völlig legitim, sucht um Aufnahme in der Schweiz nach und erhält einen zustimmenden oder abschlägigen Bescheid. Ein Nichteintretensentscheid hat zur Folge, dass der Bewerber weg gewiesen wird. Weg gewiesen, nicht ausgeschafft. Die Ausschaffung kann zwar zwangsweise vollzogen werden, kann, muss aber nicht. Die dafür anzuordnende Ausschaffungshaft ist notabene keine Bestrafung, sondern dient nur der Sicherstellung der Ausschaffung.

Die anderen werden lediglich an die Türe gestellt.

Und so stehen sie dann draussen vor der Pforte. Sie haben keinen Anspruch, bei uns zu leben. Aber wohin sollen sie? Hundert Meter nordwärts ist die Zollanlage. Dort beginnt Deutschland. Nur: dort sind die meisten schon gewesen. Also wenden sie sich nach Süden, überqueren die Wiese und streben der Stadt zu. Vielleicht haben sie dort Verwandte, vielleicht Bekannte, bei denen sie vorläufig unterkommen können. Als Papierlose, Sans Papiers.

Verwendete Literatur

Seiler Lukrezia, Wacker Jean-Claude,
Fast täglich kamen Flüchtlinge,
Verlag z'Rieche, 1996

